

Anja Janotta



# CHECKLISTE



Anja Janotta

Natürlich **magellan**®



**Hergestellt in Deutschland**  
**Gedruckt auf FSC®-Papier**  
**Lösungsmittelfreier Klebstoff**  
**Drucklack auf Wasserbasis**

1. Auflage 2019

© 2019 Magellan GmbH & Co. KG, 96052 Bamberg  
Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe vorbehalten

© Copyright der 36 Fragen: Arthur Aron, Edward Melinat, Elaine N. Aron,  
Robert Darrin Vallone, Renee J. Bator: *The Experimental Generation of  
Interpersonal Closeness: A Procedure and Some Preliminary  
Findings, in: Personality & Social Psychology Bulletin*. Sage Publication 01.04.1997

Wir bedanken uns für die freundliche Abdruckgenehmigung von Zitaten aus:

*Don't Dream It's Over*, Words & Music by Neil Finn.

© Copyright 1998 Roundhead Music. Kobalt Music Publishing Ltd.

All Rights Reserved. International Copyright Secured.

Used by Permission of Hal Leonard Europe Limited.

Umschlaggestaltung: Christian Keller unter Verwendung  
von Motiven von iStock / IkonStudio / MicrovOne / joannarosado / veekicl  
und shutterstock / Olga Hmelevskaya

Druck: CPI, Leck

ISBN 978-3-7348-5033-2

[www.magellanverlag.de](http://www.magellanverlag.de)



## Don't dream it's over

Hey now, hey now  
Don't dream it's over  
Hey now, hey now  
When the world comes in  
They come, they come  
To build a wall between us  
We know they won't win.

*Crowded House, 1986*

## Wenn du dir egal wen aussuchen könntest, mit wem würdest du gern essen?



Manchmal muss man seinem Glück in den Arsch treten. Ich bin jetzt schon über dreizehn Jahre alt und nicht einmal der Spiegel scheint mich zu bemerken. Wie soll ich da je jemanden finden?

Ich bleibe übrig. Auf sechzehn Mädchen in unserer Klasse kommen neun Jungs. Minus dem Unvermittelbaren, also Adrian, steht das Verhältnis bei sechzehn zu acht. Macht zwei zu eins.

Nie werde *ich* einen abkriegen.

Einmal nur werde ich es zugeben, und es muss – wirklich, ehrlich, ganz ehrlich, indianerehrenwortehrlich – ein Geheimnis unter uns bleiben: Ich mag Gustav mit den braunen Locken, den schönen, den hochsensiblen Gitarrenhänden. Den Gustav mit einem Blick, den man die ganze Zeit in den Arm nehmen möchte.

Rangnummer vier der Jungs unserer Klasse. Unerreichbar also.

Ich liege, wenn ich es jetzt mal grob umreiß, auf Rang fünfzehn.

Scheiß drauf, immer noch besser als Rang sechzehn, oder? Ich habe nur zwei Makel (Wabbelgesicht und ich bin die Neue und damit unsichtbar). Juli hat schon drei: Sie trägt Zahnspange, ist unbeliebt und schlägert. Wenigstens schlägt sie mich nicht allzu oft, wo ich doch neben ihr sitze.

Es nützt also nichts, ich muss aktiv werden.

Nur mal so als Idee: Mama hat in einem dieser Psychomagazine von einer Theorie gelesen, wie man sich einen Mann angelt und ihn – zack-weg – in sich verliebt macht. Irgendein Uralt-Experiment eines amerikanischen Professors, der sechsunddreißig verzwickte Fragen entwickelt hat. Er sagt, wenn sich zwei Wildfremde diese Fragen stellen und offen beantworten, verlieben sie sich ineinander. Garantiert. Für immer.

Okay, man muss sich danach noch vier Minuten lang ohne Unterbrechung in die Augen gucken – aber dann: Rums! Dann ist es um den anderen geschehen. Man ist bis an sein Lebensende ein Paar. Musik ab für den Soundtrack zum gemeinsamen glücklichen Leben.

Wie schön.

Also könnte ich ... dann ... also ... wenn ich nur wollte ... dann ... könnte ich ... auch ... Gustav ...

Wie schön.

Ja, Paps, ich weiß schon, was du sagen wirst, wenn du diese E-Mail liest (wenn ich sie dir überhaupt zu lesen gebe): Das ist irgend so eine mädchenumme Schwärmerei.

Ist es nicht.

Jede hätte sich in ihn verliebt. Wirklich jede. Stell dir vor, du gehst nichts ahnend nach der Pause zum Musiksaal und hörst plötzlich diesen Song. Du errätst bestimmt schon, welchen,

Paps. Den, der immer in meinem Herzen bleibt, den, von dem ich jetzt schon weiß, dass er auf immer und ewig mein Lieblingssong bleiben wird. Weil er es schon so lange ist. Und weil es auch dein Lieblingssong ist, Paps.

Ich hörte ihn nicht mit Kopfhörern oder so. Sondern live und in Farbe und in Dolby Surround. Denn alle und alles um mich herum schienen mitzusingen: »Hey now, hey now, don't dream it's over ...«

Ich blieb wie angewurzelt stehen. Als ob vom Scheitel bis zu meinen Fußsohlen ein Blitzschlag durch mich durchgeföhren wäre, mitten durch die Nase, den Mund, die Kehle, das Herz, den Bauchnabel. Mitten durch.

Es war *mein* Song. *Unserer*. Wie oft ist er wie ein Teufelchen durch meinen Kopf gehüpft, ohne dass ich ihn abschalten konnte? Wie oft hatte ich ihn vor dem Einschlafen im Ohr? Beim Zähneputzen gurgelte ich ihn, beim Duschen sang ich aus vollem Rohr, ich schmachtete meinem Pullover beim Anziehen den Song in den Kragen, beim Tausendfünfhundertmeterlauf hauchte ich meinen letzten Atemzug für ihn aus.

Nein, das Wort Soundtrack passt nicht zu diesem Song. Ein Soundtrack ist was für eine *Phase* im Leben. Dieser Song und ich führen eine lebenslange Beziehung. Ihm würde ich für immer treu bleiben, das ist nicht irgend so ein Lebensabschnittstralala.

Und nun saß Gustav in diesem Saal, hatte sich eine Ukulele von der Wand geschnappt und spielte. Er spielte *meinen* Song, meine große Liebe. Er spielte meine Seele nach außen. Sie schwang auf jeder Saite.

Wir sangen alle mit. Jeder in der Klasse schien den Refrain zu kennen. Aber nur ich, nur ich kannte den ganzen Text.

Und die zweite Stimme.

Die zweite Stimme war nicht unscheinbar oder schüchtern. Sie war ganz unmissverständlich meine Stimme. Alle konnten sie hören. Es ist ja schließlich auch mein Lied! Das kann man nicht flüstern. Wer flüstert schon aus voller Begeisterung!

Gustav spielte mit. Den letzten Refrain schlug Gustav ganze neun Mal an. Für unser Lied. Unsere Musiklehrerin, Frau Buchner, lehnte beeindruckt am Türrahmen und lauschte. Sie war die Erste, die nach dem Schlussakkord applaudierte. Den Applaus nahm Gustav wie ein echter Bühnenstar entgegen, verneigte sich leicht, applaudierte dann mir. »Das war ja noch besser als das Original von Ariana Grande und Miley Cyrus«, rief er mir zu.

»Das Original ist von Crowded House.«

»Kenne ich nicht.«

»Das war eine richtig berühmte Band in den Achtzigern. In Kanada und Neuseeland war der Song damals mehrere Wochen auf dem ersten Platz der Charts«, versuchte ich einzuwenden. Nutzlos.

Hätte ich einfach nur geschwiegen und mich nicht lächerlich gemacht. Dann hätte auch nicht Bella, Rang zwei bei den Mädchen, Gustav anhimmeln und sagen können: »Lass sie reden. Ist doch egal, von wem der Song ist. Hauptsache, du spielst ihn so cool wie gerade eben.«

Ich hätte schwören können, Gustav hatte sich in diesem Moment in der Rangliste nach oben gearbeitet.

Nur ich wurde wieder zu Rang fünfzehn. Unscheinbar, leise. Die Neue, die schüchtern ihren Stuhl heranzieht und wieder mit dem Hintergrund verschmilzt.

Nur der Song, meine große Liebe, war mir geblieben. Und der hatte mir einen Floh ins Ohr gesetzt. Dieser Floh hieß Gustav.

Bevor du mir jetzt aus der Ferne irgendwelche schlaun Rat schläge gibst und alles besser weißt, Paps, erzähle ich es lieber gleich (falls ich die E-Mail wirklich abschicke): Ja. Natürlich. Ich. Habe. Ihn. Ja. Eine. Der. Sechsenddreißig. Fragen. Gefragt.

Ich habe Gustav gefragt.

Natürlich nicht mit Angucken und so, dafür bin ich wirklich zu schüchtern. Aber mit Zettel, den ich anonym habe durchreichen lassen.

Darauf stand nichts wirklich Peinliches. Aber ich habe ihm spaßeshalber die erste Frage aus Mamas Psychofragebogen gestellt: »Wenn du dir egal wen aussuchen könntest, wen hättest du gern als Tischgast beim Essen?«

Dann habe ich mich hinter mein Informatikbuch geklemmt und abgewartet. Mein Kopf war ein einziges blinkendes Null-eins-Signal. Eins für knallrote Birne ein und null für kreidebleiche Birne. Immer bei Zustand Null lugte ich ängstlich über den Rand des Buchs.

Beim ersten Mal war der Zettel gerade zwei Plätze weit gekommen. Beim zweiten Mal hatte Mia, Fräulein Klassensprecherin, ihn immer noch nicht weitergereicht. Und als ich beim dritten Mal das Buch sinken ließ, war der Zettel nirgends mehr zu sehen. Mist.

Ich stupste meine Nachbarin Juli an. »Hast du eine Ahnung, was mit meinem Zettel passiert ist?«

»Zettel?«, fragte sie.

»Ja, Zettel.« Irgendwas in meinem Gesichtsausdruck musste mich verraten haben. Ein Hoffnungsfunke? Ein verstecktes Fle-

hen? Etwas hatte mich angreifbar gemacht. Sonst hätte Juli mir nicht einfach so und ohne Vorwarnung das Informatikbuch auf die Nase geklatscht.

»Guck nicht so.«

»Au.« Ich rieb mir den verschrammten Nasenrücken.

»Was guckst 'n so?« Juli ließ nicht locker.

»Ach nichts.«

Aber Juli hatte sich schon festgesaugt an mir, ihrem Opfer. Ihre Blicke klebten auf mir wie Tesafilm am Socken. Mit nichts konnte ich sie abschütteln, das kleine Biest. Und dann aus dem Nichts, ebenso unerwartet wie vorher, schoss sie mit ihrer Frage quer durch das ganze Klassenzimmer, zielte genau auf den Stuhl, der zwölf Rangplätze vor ihr lag: »Hey, Gustav, hast du Naomis Zettel bekommen?«

Ein ganzer Staubregen aus Peinlichkeit rieselte auf mich herab.

Wittmann, unser Informatiklehrer, schnalzte missbilligend in unsere Richtung. Aber da hatte sich ohnehin schon alles, was Rang und Namen hatte, zu uns umgedreht. Versteckte Briefchen? Heimliche Liebesbeweise? Die Meute witterte schon Peinlichkeit! Aufruhr! Dramatische Liebesszenen! Zumal sich hier ja offenbar eine Außenseiterin lächerlich machen wollte.

»Sorry«, nuskelte ich mich aus der Affäre, »ein Missverständnis. Juli hat mich nur in Verlegenheit bringen wollen ... Das war ein Zettel für sie.« Ob mir das irgendwer glaubte? Weiß der Geier.

So. Und darum kann ich die kommenden drei Monate kein Wort mehr an Gustav richten, ohne dass mir von allen unterstellt wird, ich stehe auf ihn. Und ohne dass ich dieses herab-

lassende Gerede aushalten muss, weil ich bekloppter Freak mir jemanden ausgesucht hatte, der soooo unerreichbar ist für mich. Wie hirnerbrannt!

Mein Liebesleben ist jedenfalls jetzt schon im Arsch. Mit dreizehn Jahren und ein paar zerquetschten Monaten. Vollständig verkorkst.

Bei Gustav herrscht Funkstille, und es gibt ja in meinem Leben keinen Mann, der mich über Männerbesonderheiten und Funkstillebedeutungen aufklären könnte. Du bist ja auf dieser vermaledeiten miesensaumäßig beschissenen hirnrissigen, auf dieser Weltreise halt, wo ich dir nur E-Mails schreiben kann wie diese hier. E-Mails, von denen ich noch nicht einmal weiß, ob sie überhaupt bei dir ankommen, und die ich vielleicht nicht mal abschicke. Was mit Tim ist? Ob mir der nicht ein bisschen beistehen könnte? Hey, der ist neun. Und ist megaanstrengend und plappert immer genau dann, wenn man es nicht brauchen kann. So ein kleiner Bruder nervt mehr als jedes Kaugummi im Turnschuhprofil.

Es hilft nichts, irgendwer muss mir trotzdem mal erklären, wie diese Jungs ticken. Was bedeutet das, wenn jemand immer wegguckt? Wenn er erst recht dann penetrant wegguckt, wenn du hinguckst? Ganz so, als hätte er es doch gesehen und will es trotzdem nicht gesehen haben.

Es gibt nur einen in der Klasse, der ist noch schlimmer im Nichtgucken. Letzter Rang bei den Jungs. Letzter Platz der ganzen Klasse. Mit weitem Abstand. Sogar zu mir. Adrian ist so anders, als komme er von einem anderen Stern. Vielleicht liegt das auch daran, dass er Asperger hat. Ich will es nicht verschweigen: Deshalb gibt es auch Gerüchte über ihn. Er habe eine Men-

schenunverträglichkeit, eine Art Sozialallergie. Das war das Erste, was man mir über ihn erzählt hat, als ich in die Klasse kam. »Besser, du hältst dich ebenfalls fern«, hatte Bella mir geraten. »Sonst bekommt er wieder einen allergischen Schock.« Was genau sie damit meinte, ließ sie offen. Aber anscheinend war mit einem solchen Schock nicht zu spaßen.

Du weißt ja, als Neue macht man das, was die anderen auch machen. Man befolgt alle Regeln. Hält alle Hierarchien ein. Exakt so wie alle anderen. Und wenn möglich, noch ein bisschen strenger. Denn nicht auffallen ist immer noch besser als negativ auffallen.

Aber nach sechs Monaten, in denen ich es trotz dieses ganzen Angepasstseins nicht weiter als bis Rang fünfzehn von sechzehn gebracht hatte, hatte ich manchmal meine Zweifel, ob mir das irgendetwas nutzen würde. Denn beim Mittagessen in der Mensa war ich meistens immer noch allein. Und so stand ich am selben Tag in der Mittagspause auf einmal vor Adrian, der sowieso dauernd allein saß. Nur bei ihm schräg gegenüber war noch ein Platz frei.

Doch obwohl ich drei Armeslängen entfernt war, schien Adrian meine Anwesenheit nicht zu behagen. Er legte seine Arme wie zum Schutz links und rechts neben das Tablett. Gerade so, als hätte er Angst, ich könnte ihm was von dem miesen Essen klauen. Ausgerechnet!

Ich weiß nicht, was mich ritt, aber das war wie eine Provokation für mich. Eine der Art, die man nur mit einer Gegenprovokation beantworten konnte. Der brauchte sich hier echt nichts einzubilden! Und schwups, war ich ihm auf die Pelle ge-

rückt. Kaum saß ich ihm direkt gegenüber, stellte ich ihm eine Frage, die erstbeste, die mir gerade in den Sinn kam: »Wenn du dir egal wen aussuchen könntest, wen hättest du gern als Tischgast beim Essen?«

Bei meiner Frage sah Adrian nicht auf, schob aber sein Tablett so weit fort, dass es exakt mit der Tischkante abschloss. Nach dieser Reaktion war ich mir eigentlich schon sicher, dass er nicht antworten würde.

Doch ich hatte seine Reaktion gründlich missverstanden. Er antwortete. Wenn auch so pampig wie der Pürematsch auf seinem Teller: »Ich kann mir aber nicht aussuchen, mit wem ich esse.«

»Und wenn du könntest? Mit wem würdest du?«

»Nicht mit dir.«

Klatsch. Als hätte mir ein nasser Hund mit voller Wucht Ekelpüree ins Gesicht geschleudert. Adrian hatte meine aufdringliche Frage einfach abgeschüttelt.

Ich musste blinzeln.

Blitzschnell erwog ich meine Möglichkeiten. Kein Zweifel, Adrian wollte, dass ich ging. Aber musste ich das? Nein, eigentlich nicht. Ich konnte genauso gut sitzen bleiben, zwei, drei Happen Püree und Bratwurst schaufeln, im sauren Salat stochern und einfach weiterreden. Jetzt erst recht.

»Also wenn ich mir aussuchen könnte, mit wem ich essen würde, dann wäre das mein Vater. Der ist auf Weltreise. Gerade ist er in Indonesien oder so. Ich würde wirklich gern mal wieder mit meinem Vater essen. Meinetwegen auch in Indonesien ...«, quasselte ich drauflos.

Adrian sah mich nicht direkt an, sondern guckte stattdessen



mit einer Art Streifschussblick an meinem rechten Ohr vorbei in die Weite der Mensa.

Aber davon ließ ich mich nicht irritieren: »Dann würde ich meinetwegen auch irgendein indonesisches Gericht essen. So ein Nationalgericht, was man auf Bananenblättern serviert –«

Adrian unterbrach mich: »Nasigoreng isst man dort und Saté-Spieße und Krupuk-Krabbenchips. Nichts davon wird traditionell auf Bananenblättern serviert. Das ist eine indische Essensgewohnheit, nicht indonesisch. Wobei in Nasigoreng, gebratenem Reis, keine festen Rezeptbestandteile enthalten sind, es hat vielmehr den Charakter eines Resteessens und wird vor Ort auch zum Frühstück gegessen. Die Indonesier verarbeiten darin Gemüse und Fleischreste, die von den vorherigen Mahlzeiten übrig geblieben sind. Genau genommen gibt es auch keine einheitliche indonesische Küche, sondern jeder Teil Indonesiens hat seine eigenen regionalen Spezialitäten.«

Wiki-Adrian holte kurz Luft, um seinen Lexikoneintrag zu vollenden: »Also gibt es andere Gerichte auf Java oder ...« Wow, das waren bestimmt fünftausendeinhundertsechunddreißig Wörter am Stück! Oder noch mehr. Mehr, als ich ihn jemals zusammenhängend hatte reden hören. Plötzlich schien auch er das zu bemerken und hielt abrupt inne, zog das Tablett so heran, dass es jetzt mit der vorderen Kante des Tisches abschloss, hebelte eine Gabel voll Püree aus der Pampe, strich erst die eine Seite, dann die andere Seite glatt, säbelte vorne gerade an den Zacken runter und trug danach oben ein Stück Püree ab. Auf der Gabel lag nun ein zentimetergenauer gelber Ziegelstein. Den schob er in den Mund, kaute fünfzehnmal – ich zählte mit – auf dem Brei herum und schluckte. Der erste Kommentar, der mir so auf die

Schnelle in den Sinn kam, war: »Ich habe noch nie Nase Goreng gegessen.«

Adrian stutzte und meinte dann: »Eine bedauerliche Lücke in einer kulinarischen Allgemeinbildung. Dann wüsstest du nämlich, dass es Nasigoreng heißt, nicht *Nase* Goreng.«

Damit glaubte Adrian wohl, er habe alles Nötige gesagt, und aß schweigsam weiter. Mit unbeschreiblicher Gründlichkeit schlichtete er Ziegel für Ziegel das Püree in seinen Mund, immer nach demselben Muster, wie eine Maschine. Ich konnte selbst kaum was essen, weil ich von diesem bizarren Schauspiel so gebannt war. Adrian fuhr fort, bis es keine einzige Spur Gelb mehr auf seinem Teller gab. Kaum hatte er den letzten Ziegel vertilgt, schob er säuberlich Messer und Gabel zusammen und stand auf.

»Die Wurst«, rief ich ihm noch zu, »du hast deine Bratwurst ja gar nicht gegessen.«

»Es ist Donnerstag, da esse ich nie Fleisch.«

Mit diesen Worten ließ Adrian mich einfach so sitzen und verschwand.

Komisch, dachte ich, dass er gar nicht auf mich eingegangen war. Was für ein Holzklotz!

## Wärst du gern berühmt, und wenn ja, in welcher Form?



Wie ich überhaupt dazu kam, Adrian – ich meine ausgerechnet A-d-r-i-a-n! – trotzdem alle sechszwanzig Psychofragen zu stellen?

Ich wünschte, ich könnte dir sagen, weil er süß ist. Okay, er sieht nicht gleich zum Fürchten aus: halbwegs groß, dunkle Haare, normaler Haarschnitt, unauffälliges Gesicht. Aber eisgrauer Blick, brutal kurze Fingernägel – und *das* ist echt nicht süß.

Vor allem aber *ist* er anders als andere. Ich habe noch nie erlebt, dass er jemanden direkt angesehen oder angesprochen hätte. Und wenn einer aus der Klasse doch mal mit ihm redete (was selten, sehr selten vorkam), schien er nicht nur mit seinem Blick, sondern auch mit seiner Antwort an einem vorbeizuschliefen.

Adrian war immer irgendwie voll neben der Spur. Er antwortete nie direkt, sondern verschwurbelt oder total vorbei an der Frage. Er konnte regelrechte Vorträge halten zu den abstrussten Nebenfachthemen. Zu solchen Themen, die wir nicht mal für einen Test lernen würden. Die meisten hörten sowieso nicht mehr hin, ignorierten ihn und gingen ihm aus dem Weg. Nur

Sören, der Volltrottel aus der letzten Reihe und seltsamerweise Rang drei, warf ihm hin und wieder böse Bezeichnungen an den Kopf.

Warum ich Adrian also diese sechszwanzig Fragen stellen wollte?

Erstens – ich will ehrlich sein, Paps: weil er mir in der Mensa aufgefallen war. Zweitens: weil er einfach zur Stelle war. Und drittens: weil Adrian mit seiner Sozialphobie das am allerbesten geeignete Trainingsobjekt für mich war. So ein Kopfmensch wie er verliebt sich nicht. Und bei mir bestand zum Glück auch keinerlei Gefahr. Er war einfach nicht mein Typ. Und außerdem gab es ja immer noch Gustav.

Gustav, dessen Gesichtszüge, dessen Lockenform und sogar dessen Hemden ich wahrscheinlich mittlerweile besser kannte als seine eigene Mutter. In Kunst saß ich hinter ihm, und während er Skyline-Bilder von New York in Acryl strichelte, strichelte ich das Muster seines Hemdes auf ein Schmierpapier: klitzekleine blaue Punkte, um die sich kleine weiße Fäden schlängelten, die erst zusammenliefen und für den nächsten Punkt wieder auseinander und danach wieder zusammen. Immer wieder. Manche seiner Locken taten genau das: Sie gingen auseinander und neigten sich nach einem Bogen gegenseitig zu. Es sah aus, als hätten sie ein Geheimnis, das sie sich zuflüsterten.

Mama hat in einem ihrer komischen Ratgeber mal gelesen, dass besonders sensible Leute die Gedanken anderer irgendwie spüren können. Wenn man auf ihren Hinterkopf blickt und sich mit aller Kraft darauf konzentriert, der Vordermann möge sich umdrehen, dann funktioniert es. Ums kurz zu machen: Bei mir funktionierte es nicht. Vielleicht war Gustav einfach nur zu be-

schäftigt mit seinem Acryl-Gestrichel, vielleicht war er gerade für Gedanken anderer doch nicht so hellhörig, wie ich glaubte ... Jedenfalls hatte ich ihm bald schon eine kahle Stelle in den Hinterkopf gedacht und er hatte sich immer noch nicht umgedreht. Vielleicht sendete ich ja auch nur irgendein Gedankenkuddelmuddel aus, was keine Antenne der Welt richtig hätte verstehen können.

Vielleicht auch deshalb Adrian. Weil man bei ihm ein solches gefühlsmäßiges Sende- und Empfangschaos ausschließen durfte, konnte ich meine Fragen austesten, mir meine Antworten überlegen und schauen, wie weit man damit kam. Ganz ohne größere Probleme. Und vielleicht, ganz vielleicht würde ich diese Fragen später irgendwann mal jemandem anderen stellen und sie ihm beantworten. Jemandem Gefühlsgefährlicheren. Gustav zum Beispiel ...

Das alles ging mir durch den Kopf, als ich Adrian zugelost bekam. Blome, unser Biolehrer, hatte Paare fürs Sezieren zusammengewürfelt. Juli, die Glückliche, bekam Gustav. Mein Partner war ... Adrian. Und der schnitt ohne irgendwelche Gefühlsregung an einem toten Fisch herum. Er schien selbst kalt wie ein Fisch. In diesem Augenblick wurde mir klar: Adrian war der ideale Testpartner.

»Willst du gern berühmt sein? In welcher Form?«

Adrian sah nicht auf, als ich ihn das fragte. Er war ganz mit dem Tier vor ihm beschäftigt. Mein Sezierpartner schnitt vorschriftsmäßig von hinten nach vorn und von den Bauchseiten hoch. Adrian hatte sich gleich von Anfang an das Messer ge-

nommen. Mir nur recht, denn mir waren schon beim Anblick der Fischleiche die Knie weich geworden. Die Hände zitterten. Es stank grauenhaft. Was für eine Zumutung!

Im Gegensatz zu mir blieb Adrian cool wie eine tote Schwanzflosse. Gerade trennte er sie mit dem Seziermesser sauber ab. Es knirschte fürchterlich an den Schuppen. Vor Ekel riss ich die Schultern an meine Ohren.

Mein Blick schweifte ab, hin zu Julis und Gustavs Tisch. War nur ich so empfindlich? Juli schnippelte konzentriert und mit eingeklemmter Zunge an dem Versuchstier. Gustav stand uneteiligt daneben. Seine Augen sehen ja immer ein bisschen so aus, als müsse man ihn auf der Stelle trösten, aber gerade schien er ganz besonders mitgenommen zu sein. Vielleicht bildete ich es mir bloß ein, aber ich meinte, so etwas wie Mitleid mit dem Tier vor ihm in Gustavs tiefen braunen Augen zu erkennen.

»Geh zur Seite!«, holte mich Adrian aus meinen Gedanken.

»Ich habe dir eine Frage gestellt«, entgegnete ich und blieb im Weg stehen. »Ich gehe erst, wenn du sie beantwortet hast.«

»Die Frage?«

»Ja, die Frage. Wie ist deine Antwort?«

»Die Frage«, wiederholte Adrian. »Welche Frage?«

»Willst du gern berühmt sein? Und wenn ja, in welcher Form?«

»Ich kenne niemanden, der wegen seiner Form berühmt ist. Außer dem Michelin-Männchen.«

Unwillkürlich musste ich kichern, was Adrian aber irgendwie zu irritieren schien. Er hatte das nicht als Witz gemeint. Ohne die kleinste Rührung fuhr er fort, die Schwimmblase aus dem Fisch zu holen.

Bei diesem Anblick wurde mir ganz anders. Ich musste weggucken, konzentrierte mich lieber auf Adrians Gesicht, in dem bestenfalls Entschlossenheit zu sehen war. So was wie Ekel kannte der nicht.

Besser, wenn ich mich ablenkte: »Wärst du gern berühmt? Nur berühmt? So ohne Form?«

»Nein. Ich verstehe deine Frage nicht.« Adrian ließ das Glibber-Fischaugen in die Sezierschale glitschen, wo es uns nun vorwurfsvoll anstarrte. Ich musste mich am Tisch festhalten. Es war, als zöge mich jemand von hinten an den Schultern. Alles Blut hatte sich zwischen meinen Ohren gesammelt. Meine Füße waren unterversorgt. Es kostete mich einige Mühe, aufrecht stehen zu bleiben. Und ich musste mich noch mehr zusammenreißen, um bei Adrian nicht lockerzulassen.

»Wieso?«, fragte ich tapfer und versuchte, gegen das Schwanken anzukämpfen und mich an dem Labortisch festzuhalten. »Ich wäre zum Beispiel gern berühmt, eine überall bekannte ... überall gelesene ... überall gepriesene Schriftstellerin.«

Von Adrian: keine Reaktion. Ich plapperte mühsam weiter: »Diese Frage ... ob man mal berühmt sein will ... stellt sich doch irgendwann jeder ...«

Das Schwanken hatte ich ja vielleicht aufgehalten, aber die anderen Bewegungen in meinem Körper nicht. Mit einem Schlag war mir schlecht. Und da passierte es schon: Mein Frühstück schob sich mit unglaublicher Wucht rückwärts. So heftig, dass ich es erst bemerkte, als alles zu spät war.

Ich hatte Adrian vor die Füße gekotzt.

Der Schwall war exakt zehn Zentimeter vor seinen penibel weißen Turnschuhen gelandet.

Jeder, den ich kenne, wäre ausgetickt. Unser Nachbartisch wandte sich jedenfalls schon mal angewidert ab.

Adrian nicht.

Er blieb – cool. Mitleid oder so hatte ich von ihm ja gar nicht erwartet, aber doch wenigstens eine andere Reaktion als »Wisch das weg, bitte! Das Erbrochene ist ein Sicherheitsrisiko. Man könnte darauf ausrutschen.«

War ihm denn nicht klar, dass ich mich so am allermeisten schämen würde, so ohne ein verständnisvolles Wort? Dass ich mich so nur noch mehr selbst hassen würde, so sehr, dass ich am liebsten auf der Stelle in dem besudelten Boden versunken wäre? Er musste doch mitbekommen, dass diese Situation das Zeug dazu hatte, in die Highscore-Liste der peinlichsten Geschichten aus meiner Schulzeit einzugehen ... Doch halt, stopp, wir reden immer noch von Adrian. Adrian, dem Menschenallergiker. Gut möglich, dass er gar nicht checkte, was da in meinem Bauch und in meiner Birne so alles vor sich ging.

Als ich mich mit hochrotem Kopf runterbeugte und mit Küchenpapier herumputzte, das mir Blome hatte reichen lassen, da regte sich hinter all der Scham noch was ganz anderes.

Trotz.

Blome fragte, ob ich lieber rausgehen wolle, aber ich schüttelte entschlossen den Kopf, pfefferte das Küchenpapier in den Mülleimer, riss Adrian die Pinzette aus der Hand und sah ihm direkt in die Augen (zumindest eine halbe Sekunde, so lange, bis er wegguckte).

»Sagst du mir mal, warum ich dir keine normalen Fragen stellen darf!«, zischte ich ihm zu. Scharf, aber leise genug, dass nur er es hören konnte.

»Ist das eine?«, wollte Adrian wissen. In Zimmerlautstärke.

»Was?«, fragte ich und versuchte, noch weiter runterzudämpfen.

»Die Frage ›Warum darf ich dir keine normalen Fragen stellen?‹. Ist das nicht eine Frage?« Adrian hatte nicht vor, eine private Unterhaltung zu führen, so laut, wie seine Stimme blieb. Zum Glück hatten die meisten sich wieder ihren Experimenten gewidmet. Nur Bella und Mia hatten sich noch einmal zu mir umgedreht und dann gekichert. Gustav wandte mir auch weiterhin den Rücken zu.

»Ja, zum Beispiel«, sagte ich zu Adrian.

»Das ist eine normale Frage und du hast sie mir gerade stellen dürfen. Ich habe Asperger. Aber ich bin nicht blöd.«

Ich seufzte. »Bekomme ich die Frage auch beantwortet?«

»Ist das wieder eine Frage?«

»Antworte mir!« Spätestens jetzt war ich auch auf dem allgemeinen Geräuschpegel angekommen.

»Man darf mir Fragen stellen«, sagte Adrian.

»Sechsenddreißig Stück?«

»Ist das eine –?«

»Ja! Das ist eine Frage. Ja. Darf ich dir sechsenddreißig Fragen stellen? Sechsenddreißig lebenswichtige Fragen. Sie entscheiden über Leben und Tod.«

Adrian dachte nach.

»So wie: Wie lautet deine Blutgruppe? Nimmst du regelmäßig Medikamente, ohne die du stirbst? Hast du eine ansteckende Krankheit wie a) Aids, b) TBC oder c) Lepra? Hast du, wenn das der Fall ist, entsprechend Mundschutz und Gummihandschuhe dabei? Desinfektionsmittel?«

»Nein, nicht so was.« Ich schüttelte den Kopf. Mann, das war echt schwer, mit diesem Holzkopf zu diskutieren. »Sechsenddreißig Fragen der Liebe. Das ist eine Art Experiment. So wie das hier, nur mehr mit Reden und so. Ohne tote Tiere, Ekelkram und Kotze. Wissenschaftler meinen, dass Paare, die sich gegenseitig diese sechsenddreißig Fragen offen und ehrlich beantworten, sich ... ähm ... irgendwie ... also ... näherkommen.« Das Wort »verlieben« brachte ich nicht über die Lippen.

»Aber sie sind doch schon Paare. Warum sollten sie sich dann noch annähern müssen?«

»Nein, vorher nicht. Vorher sind sie noch kein Paar. Das ist doch der Gag daran: Sie müssen sich erst die Fragen stellen, dann ... sind sie ... ähm ... verliebt.« Das letzte Wort hatte ich bewusst ganz leise und ganz genuschelt ausgesprochen. Verschämt sah ich mich um, ob nicht jemand mitbekam, über was wir gerade redeten. Aber jeder schien nur mit dem toten Tier beschäftigt zu sein.

Adrian hatte sich meine Pinzette genommen und hob mit ihr irgendein Fischteil hoch, das verdammt nach einer Ader aussah. Mein Magen krampfte sich schon wieder zusammen, aber ich hielt ihn eisern unter Kontrolle.

»Ich verstehe das Konzept der Liebe nicht«, sagte Adrian.

»So?«, fragte ich.

Seine Antwort kam ein bisschen geleiert, fast als hätte er sie auswendig gelernt: »Nach meinem bisherigen Kenntnisstand verhält es sich mit der Liebe ähnlich wie mit der Religion: Liebe ist eine Erfindung von wenigen einflussreichen Leuten, von Schriftstellern, Priestern, Politikern et cetera. Sie soll in erster Linie das menschliche Zusammenleben mit festen Geboten und

Verboten angemessener regeln. Die Liebe wurde erfunden, um Sex in gesellschaftlich geordnete Bahnen fließen zu lassen, die Versorgung des Nachwuchses sicherzustellen sowie die Menschheit zu betäuben und sie davon abzulenken, ihre wirklich wesentlichen Probleme zu lösen.«

Augenblicklich krampfte sich nicht nur mein Magen, sondern mein ganzer Bauch zu einem dicken Klumpen zusammen. So einen gequirkten Mist konnte er unmöglich ernst meinen!

Oder doch? Adrian war das zuzutrauen.

Aber. Ich. Würde. Nicht. Aufgeben. Nicht so schnell.

»Darf ich dich jetzt fragen oder nicht?«

»Das sagte ich bereits: Du darfst mich fragen.«

Ungläubig fügte ich hinzu: »Alle sechsunddreißig Fragen?«

Ein Fischorgan – die Lunge? – landete sauber herausgenommen in der Sezierschale. Adrian legte das Sezierbesteck mit spitzen Fingern zur Seite. Ein kurzer Anflug von Mitleid überkam mich – der arme Fisch, der für die rohe Wissbegierde von ein paar Biologieschülern sein Leben lassen musste ... stopp! Nicht ablenken lassen!

»Noch mal«, wiederholte ich. »Alle sechsunddreißig Fragen?«

Adrian zögerte.

»Ich würde sie auch für dich beantworten, die sechsunddreißig Fragen«, schob ich nach, obwohl ich nicht wusste, ob Adrian auch nur im Geringsten an meinen Antworten interessiert war.

Aber dann – völlig überraschend – antwortete er: »Meinetwegen.«